

JAN KEUCHEL | GEITHAIN

Zur Begrüßung gleich der erste Gag, gefolgt von einem Knuff gegen den Oberarm. „Wir haben ja die gleiche Frisur“, ruft Joachim Kiesler, weitgehend haarlos. „Ich hab aber noch 'ne Perücke zu Hause.“

Schon am Telefon hatte Kiesler angekündigt, Hobbykabarettist zu sein. Nun, an diesem wärmenden 6. Oktober in seiner Firma im tiefsten Sachsen (einen Tag übrigens vor dem 60. Geburtstag der DDR, gäbe es sie noch), zieht er alle Register. Da werden Pointen angekündigt mit „Weeste warum?“ oder gleich mit „Jetzt pass auf!“

Zur Verlogenheit des Bruderkusses im sozialistischen Staat etwa: „Ein Küsschen in Ehren kann niemand verwehren – Parteisekretären.“ Pause. „Verstehst du?“

Drei Stunden am Stück mit Joachim Kiesler können unterhaltsam und anstrengend zugleich sein. Im Westen würde man ihn wohl einen Witzknubbel nennen.

Kiesler, ein Sachse von 68 Jahren und kleiner Statur, ist aber viel mehr als – und davon handelt diese Geschichte vor allem. Sie handelt davon, dass Kiesler einer der wenigen Unternehmer in der DDR war. Und dass es seinen Betrieb Musikelectronic Geithain, den er 1960 im gleichnamigen 5000-Seelen-Dörfchen zwischen Leipzig und Chemnitz gründete, heute noch immer gibt – und dass sein Geschäft mit hochpräzisen Lautsprechern blüht.

In diesen Tagen, wo Deutschland 20 Jahre Mauerfall feiert, könnte man auch sagen: Die Geschichte von Joachim Kiesler ist die des Unternehmertums in der DDR. Und umgekehrt.

Weeste warum? Weil man in der DDR existieren und sie überleben konnte, wenn man frech war, beweglich, unbeugsam und doch geschmeidig. Wenn man das Hinwegdenken über Mauern beherrschte.

Kiesler formt mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand einen Abstand von wenigen Zentimetern: „Wenn du immer nur so denkst“, sagt er, diesmal ganz ernst, „dann bist auch im Leben bloß so.“

Joachim Kiesler steht in einem Raum, den man eher bei Raumpatrouille Orion vermuten würde. Spacig sieht er aus und irgendwie selbst gebastelt. Das ist er auch. Einen schallarmen Raum wie diesen bauen zu lassen, wäre zu DDR-Zeiten unbezahlbar gewesen. Also haben sie sich zumindest das Material beschaffen lassen, damals in den 70ern, und dann selbst Hand angelegt. Lauter Keile aus Dämmmaterial ragen aus den Wänden und der Decke, auf dem Boden ein Drahtgitter, darauf in der Mitte nichts außer einem Mikrofon und einem einzigen Lautsprecher.

Schallarmer Raum, hier verzerren keine Geräusche die exakte Aufnahme. Ein paar Treppenstufen darüber testet Kiesler nun computergesteuert, ob jene Box da unten und eine weitere, die zusammen verkauft werden sollen, auch miteinander können. Ein Ton geht auf die Reise, von tief nach hoch, und erst dann, wenn die Kurve, die er auf den Bildschirm des PC zeichnet, sich exakt an die Kurve der ersten Box schmiegt, stimmen die Innereien, die Kieslers Leute den ebenfalls handgefertigten Holzgehäusen verpassen.

Eine der Platinen hat es nicht geschafft. Sie geht zurück zur Nachbearbeitung.

Kiesler ist dafür bekannt, dass er äußerste Präzision liefert, ein natürliches Klangerlebnis. Koaxialtechnik, das ist seine Erfindung, das macht ihn besonders, so besonders, dass er heute einen Marktanteil von 80 Prozent in den Studios der ARD-Anstalten hat und ein beliebter Ausrüster von Konzertsälen ist. Aber auch Privatleute schätzen seinen Sound. „Hier“, sagt Kiesler und zeigt auf eine Box, die ihm fast bis zur Schulter reicht. „Verkauft an einen Religionslehrer“ – für 4000 Euro das Stück.

Koaxialtechnik? Vereinfacht gesagt, funktioniert das so: Während bei herkömmlichen Boxen die hohen, mittleren und tiefen Töne von drei verschiedenen Orten innerhalb der Box kommen, schwingen sie bei Kiesler gefühlt nur aus einem.

„Wie bei einer Sängerin“, sagt er. „Da kommen die Töne ja auch nur aus einem Mund.“

Es ist das, was Kiesler ausmacht. Dass er penibel ist, besessen von Präzision. Und besessen musste man auch sein, als Unternehmer in der DDR – und die Fähigkeit besitzen, sich durchzuwurschteln.

Unternehmertum in der DDR, das gab es tatsächlich, aber es wurde peu à peu klein gemacht. Oder, besser gesagt, zu groß: Vor allem das produzierende Gewerbe, aber auch Handwerksbetriebe wurden in Zwangszusammenschlüsse getrieben, sogenannte Produktionsgenossenschaften des Handwerks (PGH). Jeder durfte selbstständig weitermachen, aber die Maschinen wurden als genossenschaftliches Eigentum genutzt. So wurde der Anteil der mittleren



Joachim Kiesler,  
Musikelectronic Geithain

Foto: Mike Labenschläger

# Der Tonmacher

**20 JAHRE NACH DEM MAUERFALL** blühen in den neuen Ländern die Landschaften dort, wo Menschen anpackten, um Markt und Marktwirtschaft zu nutzen. Nicht jeder Erfolg ist von Dauer, aber jeder schuf ein Stückchen Einheit. Zehn der außergewöhnlichsten Marktmacher stellt das Handelsblatt in einer Serie vor. Heute: Joachim Kiesler, Geithain.

**„Wer nur klein denkt, der wird auch im Leben immer klein bleiben.“**

Joachim Kiesler

und kleineren Privatbetriebe an den DDR-Firmen in den Jahren 1950 bis 1970 durch Vergenossenschaftlichung von 40 auf 15 Prozent reduziert – und die Firmen zugleich derart aufgeblasen, dass ihre Produktivität immer kleiner wurde.

Auch Kiesler, der Rundfunkmechaniker lernt und bereits mit 18 Jahren seinen eigenen Betrieb aufmacht, landet in einer PGH, zunächst mit einem Uhrmacher, später mit anderen Betreibern. Er wird PGH-Vorsitzender.

Der Tiefschlag für ihn kommt aber erst 1972 mit der Machtübernahme Erich Honeckers. War unter dessen Vorgänger Walter Ulbricht privates Wirtschaften noch in Maßen möglich, schwappt mit Honecker, der eigentlich Wirtschaftsreformen einleiten wollte, die große Enteignungswelle über das Land. Mittelständische Betriebe werden gezielt unter Staatskontrolle gezwungen.

Laut dem vom Gesamtdeutschen Institut aufgestellten „Zahlenspiegel Bundesrepublik Deutschland/Deutsche Demokratische Republik“ ist die DDR-Wirtschaft 1985 fast komplett in staatlicher Hand. 80,1 Prozent aller Unternehmen gehören dem Volk, 14,7 Prozent sind genossenschaftlich organisiert, in privatem Eigentum sind gerade einmal 4,6 Prozent aller Firmen.

1986 sind nur noch rund 180000 Menschen selbstständig tätig, zwei Prozent aller

Beschäftigten, über die Hälfte davon im Handwerk.

Die Enteignung trifft auch Joachim Kiesler, dessen Betrieb durch das Hineinpressen in eine PGH längst auf 56 Mitarbeiter angewachsen ist. Er kann die Enteignung nicht verhindern, die meisten PGH-Vorstände stimmen dafür. Aber er kann sich zumindest noch einen seiner Scherze erlauben.

Ein trüber Tag im Jahr 1972. Als sich zwei Finanzbeamte wegen einer Betriebsprüfung ankündigen, ist Kiesler sofort klar: Die kommen nur, um uns etwas anzuhängen und uns danach den Staatseinstieg aufzudrängen. Kiesler ist wütend, und er ist Rundfunktechniker.

Also baut er heimlich ein Mikro in eine Lampe ein, und hört die Staatsbeamten ab. So bekommt er mit, dass sie einen miesen Trick versuchen: Sie wollen Genehmigungsbescheide für „Fremdleistungen“ stehlen, für Zusatzarbeit seiner Mitarbeiter in anderen Betrieben. Solche Zusatzarbeiten waren üblich, um Nachschub für das überall knappe Material zu besorgen, aber sie waren eben genehmigungspflichtig. Fehlten die entsprechenden Papiere, musste der jeweilige Betrieb drastische Strafen an das Finanzamt zahlen. „Wir hätten rund eine Millionen Verlust gehabt“, sagt Kiesler. „Das wäre das Aus gewesen.“

Nachdem die Beamten mit den Papieren verschwunden sind, zeigt er sie bei der Polizei an. Und nicht nur das: Er behauptet, bei den Finanzern müsse es sich um Spione aus dem Westen handeln – wer sonst würde Be-

triebsgeheimnisse aus dem Osten klauen. Kurzzeitig werden die Beamten tatsächlich verhaftet. Kiesler wird auf andere Art bestraft. Er landet auf dem Stuhl des technischen Leiters – seiner eigenen Firma.

Wenn er solche Geschichten erzählt und ihm dabei auch mal ein Wort wie „Schweineerei“ entfährt, senkt er oft unmerklich die Stimme. Dann beugt er sich herüber zu seinem Gesprächspartner, und gemeinsam formt man einen schallarmen Raum. Nichts dringt hinaus in den Äther, das Gesagte findet keinen Nachklang. Selbst einer wie Kiesler, bis heute konditioniert von den Methoden des Abhörstaates DDR.

An Republikflucht oder ans Aufhören hat er aber nie gedacht, auch damals nicht.

Zum einen war er als erfolgreicher Unternehmer noch immer privilegierter als andere, und mit dem System im Osten kannte er sich aus. „Wer weiß, was mich im Westen erwartet hätte.“ Von der Stasi sei er zudem nie belästigt worden, sagt Kiesler. „Ich konnte in Ruhe meine Arbeit machen.“

Und darum geht es ihm vor allem. Seine Arbeit. Wenn Kiesler von seiner Arbeit erzählen kann, ist er bei sich. Also macht er auch weiter, als die DDR ihn zeitweilig zum Angestellten degradiert.

Sachsen sagt man nach, dass sie flott im Kopf sind und flexibel im Leben. Kiesler ist eigentlich ein Schlesier, aber er geht wohl

nach als Sachse durch. Als Flüchtling kam er nach Geithain, vier Jahre alt, der Vater wird noch 1945 von Franzosen erschossen. Der kleine Joachim wächst mit Schwester, Mutter, Oma und Tante auf.

Schon damals will er vor allem basteln. Als Junge erfindet er eine Dampfmaschine, später entwickelt er Verstärker für Mikrofone, baut schließlich Lautsprecher und nebenher, von 1970 bis kurz nach der Wende, elektronische Kirchenorgeln („Das hatte ich schon als Kind im Kopf“).

Trabbi-Fahrern und DDR-Musikfans bleibt Kiesler aber vor allem als Erfinder einer runden Autobox in Erinnerung. Viele Westdeutsche kennen dagegen noch sein Einsteigermodell, die Zweibein-Kompakbox BR 25. Dafür erhielt Kiesler Mitte der 80er-Jahre sogar einen Auftrag vom Elektronikversender Conrad. Der Autolautsprecher verkaufte sich zehn Millionen Mal, von der BR 25 gingen 650000 über die Ladentheke.

Sogar Erich Honecker darf Kiesler in dieser Zeit einmal die Hand schütteln, auf der Herbstmesse in Leipzig 1984.

Kiesler stellt dort die neue Version seiner BR 25 vor. Als Honecker, wie immer steif und unpersönlich, eine Frage versucht und wissen will, was denn das Besondere an dieser Box sei, habe er Folgendes gesagt, erzählt Kiesler (und man glaubt es ihm): „Herr Staatsratsvorsitzender, die ‚Stimme

der DDR‘ wird dadurch viel besser klingen als jetzt, und deshalb werden viel weniger Bürger ‚Rias‘ hören.“ Erich Honecker habe keine Miene verzogen, Joachim Kiesler lacht noch heute.

Manchmal klingt sein Lachen wie eine Methode, die Widersprüche der Wirklichkeit nie ganz ernst zu nehmen. Die Wirklichkeit, die für die DDR ab Mitte der 80er-Jahre einen langsamen Sterben vorsah.

Für Kiesler geht es noch bergauf. Im Jahr 1986 erhält er sogar die Ehrung „Verdienter Techniker des Volkes“, obwohl er weder SED-Mitglied ist noch in der Armee. Er hat ein Gerät erfunden, das eine präzisere Beatmung von Frühgeborenen ermöglicht. Seine Erfindung zum Bronchitis-Nachweis bei Kleinkindern sei dagegen unter den Teppich gekehrt worden, erzählt Kiesler frustriert. Die Offiziellen hätten eine Diskussion über die Luftverschmutzung in der DDR befürchtet.

**Nehmen Sie einen Investor aus dem Westen mit rein, sagt die Treuhand. Er weigert sich.**

Die Folgen der staatlichen Enteignungspolitik und ständigen Gängelung aber hält niemand mehr auf. Die Produktivität der Wirtschaft sinkt erheblich. „Die DDR-Industrie produktion erreichte 1983 nur knapp ein Viertel der Produktion in der Bundesrepublik. Sie benötigte dafür aber rund doppelt so viele Arbeitskräfte“, findet nach der Wende das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung heraus. „Handwerker hatten teilweise nur einmal in der Woche oder im Monat geöffnet, um Reparaturen anzunehmen und Termine für Aufträge zu vergeben; die Fertigstellung dauerte manchmal bis zu einem Jahr“, heißt es in dem Buch „Im Trabi durch die Zeit – 40 Jahre Leben in der DDR“.

Sich selbst zu helfen wurde zur ersten Bürgerpflicht. Bestechung, Bezahlung in West-Mark oder der Tausch von Leistungen waren gang und gäbe.

Selbst war der Mann, bis nichts mehr ging, bis die Wirtschaftsleistung zusammensackte, bis zum bitteren Ende der DDR, kumuliert in der Maueröffnung am 9. November 1989.

Kiesler ist da schon 48 Jahre alt. Aber sein Unternehmertum ist ungebrochen.

Schon Anfang 1992 bekommt er seinen Betrieb zurück. Kurz nach der Wende hatte er einen Antrag bei der Treuhand gestellt, deren damaliges Geschäftsgebahren ihn bis heute daran zweifeln lässt, dass die Methoden des West-Staates immer besser waren als die im Osten. Denn auch die Treuhand, so sagt Kiesler, habe sich an seinem Unternehmen indirekt zu schaffen machen wollen. Dort habe man seine Kreditwürdigkeit infrage gestellt und ihm geraten, doch „einen aus dem Westen mit rein zu nehmen“.

Kiesler setzt lieber sein Haus in Geithain als Sicherheit ein. Und erhält schon wenige Monate später den ersten großen Auftrag.

1990, er sitzt noch gar nicht offiziell im Chefessel, wird er vom Südwestfunk eingeladen, der Ruf seiner Lautsprecher ist ihm vorausgeil. Am Ende steht ein Geschäft, das sich bis heute fortpflanzt über nahezu alle öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten. Rund 5000 Stück seiner Lautsprecher, das Paar zum Preis von 1400 bis 40000 Euro, verkauft er heute jährlich.

In Fachzeitschriften feiern sie Kiesler längst als Meister des echten Klangs. „Instrumente und Stimmen erscheinen nicht nur real. Sie sind es!“ heißt es im Magazin „Hörerblebnis“. „Jedes Schalleignis wird im Raum derart festgenagelt, dass man meint, es ‚sehen‘ zu können“, schreibt „hifi & records“.

Die Kunden wissen, was sie an Joachim Kiesler haben, auch an diesem 6. Oktober in Geithain. Während des Gesprächs rufen sie an, er kann das Telefon nicht liegenlassen. Später am Tag schwadroniert er mit einem Anrufer über die Bezahlung einer Kirche und, natürlich, witzelt er. Sorgen des Predigers? Unnötig. „Ich habe mal einem gesagt, ich garantiere ihnen, dass der Inhalt ihrer Rede nicht verändert wird.“

Und er hat noch einen, einen letzten.

1992 gewinnt Kiesler den sächsischen Innovationspreis für Wirtschaft. Als die Initiatoren später erneut anrufen und ihn nerven, doch wieder eine Erfindung einzureichen, da, „jetzt pass auf“, habe er gesagt: „Ich habe was für euch, ich habe einen Euro-Vibrator entwickelt, der funktioniert ohne Strom.“ Pause. „Weeste wie? – Ein Bambusrohr mit einer Hummel drin.“

Auch das macht einen aus, der es als Unternehmer in der DDR schaffte. Wenn man nur genügend Ideen hat, dann muss nicht jede zünden.

**MORGEN LESEN SIE**, wie Karlheinz Krone den 126 Jahre alten Würstchenhersteller Halko in Halberstadt mit Bauernschläue in den Kapitalismus katapultierte.

Eine Chronologie der Wende lesen Sie unter: [www.handelsblatt.com/mauerfall](http://www.handelsblatt.com/mauerfall)